Der illustrierte Sonntag

Nummer 44 — Sonntag, den 3. November 1940 — 9. Jahrgang

Tod und Verklärung

Von Heinz Steguweit

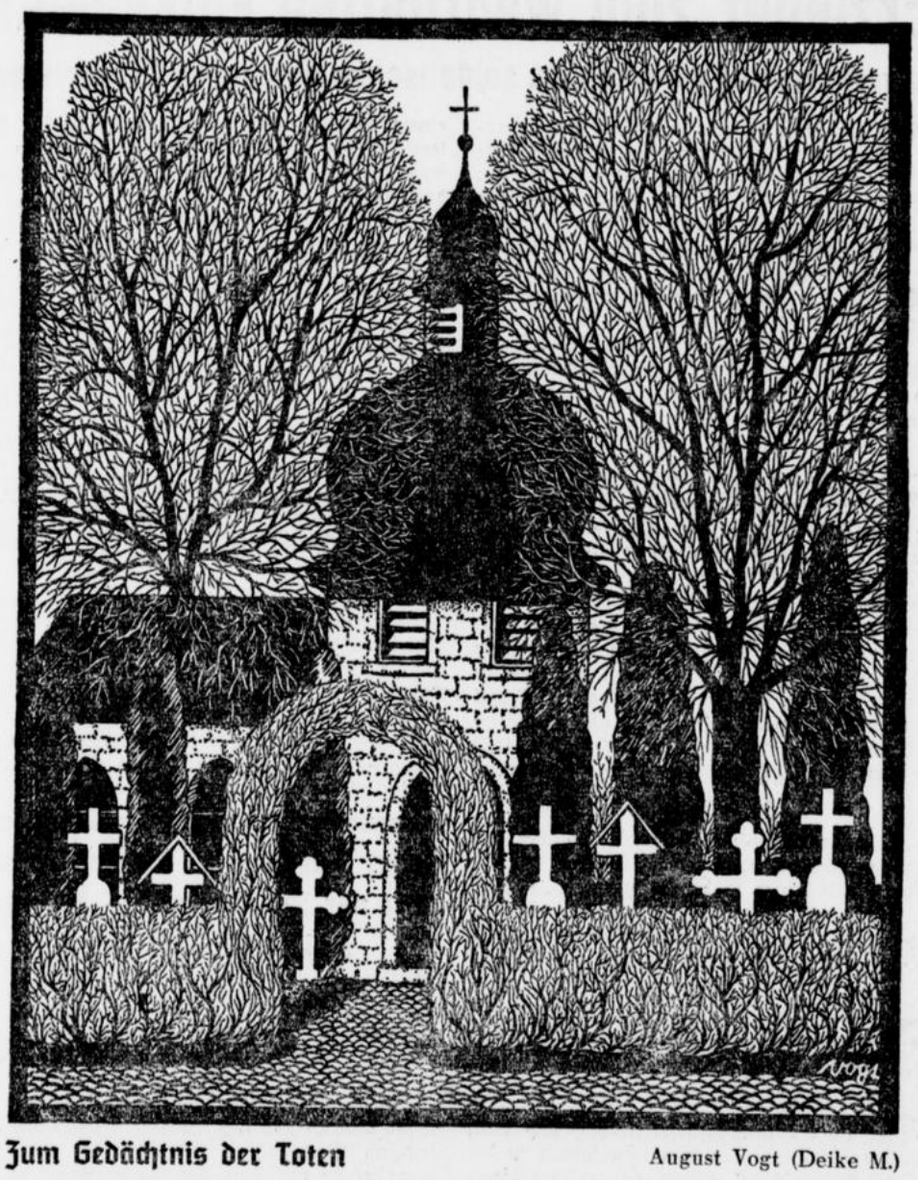
Darf es das geben: Ein Opfer ohne Dank? Wer in den vier Jahren des Weltkrieges oder im redlichen Verteidigungskampf der heutigen Stunde die Furcht nicht übte und jegliche Todesangst überwand, hat allen Ueberlebenden, allen Nachkommenden ein lauteres Beispiel gegeben. Denn so, wie es die Aufgabe aller Tapferen ist, andern solche Tapferkeit vorzuleben, haben unsere Feldtoten das Vorsterben rühmlich verstanden. Nicht, weil sie, einer Befehlsgewalt gehorchend, dies mußten, das wäre klein und schnöde gedacht; vielmehr weil sie, wissend oder unbewußt, Träger und Vollstrecker unwandelbarer Gesetze waren, die schon zu heilig sind, als daß man sie durch eine kluge Niederschrift entwürdigen dürfte.

Hörten wir ehemals als lernende Schüler vom Waffengang in den Thermophylen, wo sich Perser und Spartaner schlugen und wo Leonidas seinem Nachfolger das Beispiel unbedingter Hingabe zeigte — immer trieb uns die Botschaft hellen Zorn ins Gesicht, daß es damals auch einen Ephialtes gab, der den Leonidas um gierigen Herostratenlohn verriet. Und wir meinten im Hochgefühl jungen, reinen, noch von keiner sophistischen Trübung umwölkten Denkens, daß im eigenen Volk die Wiederkehr hingebungsbereiter Naturen immer wieder möglich sein werde; doch einen Ephialtes, nein, einen Ephialtes könne es nimmer geben in alle Ewigkeit, nachdem der eine, der erste in den Thermophylen, sich unsterblich machte im Abscheu einer ihn verachtenden Welt. Wir hatten uns ein wenig getäuscht. Denn was, um vom großen Weltkrieg zu reden, wohl zwei Millionen Söhne und Brüder durch ihr Blutopfer erfüllten, das haben geringe Feiglinge im Rücken der Hingegebenen zu verderben gewußt.

Wir stehen wieder in einem großen Kampf, heute haben sie alle wieder Heimrecht bei uns, alle die Toten der vergangenen und der jungen Stunde. Wir wollen ihre Nähe spüren, die Nachbarschaft ihres Geistes ahnen und, an die eigene Brust pochend, in neu geborener Würde das Mirakel jener heldischen Liebe zu messen versuchen, die den Heimgegangenen, den Geopferten ehemals und jüngstens die Kraft gab, nicht kleinmütig zu sein im Kampf um unser redliches Leben, und nicht feige zu sein für das Sterben um unseren ewigen Bestand. Denn wer in den Jahren fürchterlichen Raufens zur einstigen Weltkriegszeit sein junges Leben verhauchte, wer zum vergangenen Herbst in Polen oder zum jüngsten Frühling und Sommer vor Narvik und Oslo, bei Eben Emael, Dünkirchen, Paris und Verdun liegen blieb, wer früher oder jetzt vom Eisen sinkender Schiffe umpanzert das letzte Gebet für die Heimat, für dich und euch und uns alle sprach: Glaubet. nicht einer von diesen schied ohne die Inbrunst, die er vor den ewigen Mächten spürte: Deutschland!

Und nicht nur der Geopferten aus den von uns selber erlebten Kriegen wollen wir gedenken, auch aller Kameraden aus früheren Zeiten, in denen so oft die Freiheit ums Blut der Kämpfenden flehte. Sie sollen uns alle — alle von ehemals, gestern und heute — ins Erinnern heimkehren, die Bekannten und die Ungenannten. Und sie sollen — dies wäre tiefer Beherzigung wert — samt und sonders Wegbereiter geheißen werden zum neuen Werk, das die Lebenden aufgerufen findet: Eine junge Wehrmacht, stählern und wach, holte heim, was Haß und Verblendung uns einmal raubten; und sie steht zur Stunde auf Posten überall, an den Küsten von Skandinavien bis hinunter zur Biscaya, in Häfen und Buchten, auf Rollfeldern und kühnen Schiffen, die letzten Mächte des Hochmuts und der Habsucht zu schlagen. Wir sind den Kämpfenden brüderlich nahe, ob sie fern des Ozeans unerbittliche Welle pflügen, ob sie im raschen Flug der Wolken bei Tag und Nacht die Gewaltsamkeit des Unfriedens mit noch höherer Gewalt bezwingen. Hüter eines Erbes sind sie, ein Winkelried ist jener einzelne dieser Söhne und Kameraden. In ihnen wollen wir einen Teil jener Verklärung erkennen, die dem Sterben unserer Feldtoten einmal verheißen ward.

Wir wollen den Ver sacrum der Antike wieder sinnvoll finden, den „Heiligen Frühling" derer, die sich hingaben für die Entfaltung anderer, daß diese der Reife des Sommers wie der Frucht des Herbstes innewerden sollten. Wir gedenken der Hingesunkenen und neigen uns voll Ehrfurcht, voll Dank, voller Gelöbnwis ihrer ewigen Stimme...



Zum Gedächtnis der Toten — August Vogt (Deike M.)

An einem Grabe

Dich hier verloren geben,
Das kann ich nicht, mein Kind,
Die braunen Aehren schweben
So reif im Erntewind.

Dich hier im Grabe denken,
Das wär' mein eig'ner Tod,
Die dunklen Bäume schwenken
Ihr Haupt im Morgenrot.

Dich wissen im Verwesen,
Ist nicht des Lebens Sinn,
Vom Tod führt ein Genesen
Die ferne Straße hin.

Es führt, wie ich dich lenkte
Als Kind den Weg nach Haus,
Und deine Rechte schenkte
Dem Ahn den schweren Kirschenstrauß.

Ruth Schaumann.

Tod und Leben

Dir zum Kissen Moos und Gräser,
Mir dein Arm, der mich umhüllt,
Licht und Stunde sind wie Gläser,
Die mit uns als Wein gefüllt.

Wein im Glanz der dunklen Farben,
Wein im Duft der reifen Ruh' —
Tod und Leben auf den Garben
Trinken ihn einander zu.

Und die Gläser klingen leise,
Wein hält aller Zeiten Sinn.
Tod und Leben wechselweise
Tauschen ihre Kelche hin.

Und es schrillt des Hügels Grille,
Kelch und Glas zerspringt wie Glück.
Als zwei Tropfen in der Stille
Rinnen wir in eins zurück.

Ruth Schaumann

Meister Ludwig

Skizze von Arthur Zmarzly

Einige Zeit nach dem Weltkriege war ich seit vielen Jahren wieder einmal in der kleinen Stadt, wo ich als Junge oft die Ferien verlebt hatte. Aeußerlich schien es, als hätte das Städtchen den Großen Krieg verschlafen. Auch Meister Ludwigs Werkstatt stand noch und sah genau so aus, wie ich sie das letzte Mal vor dem Kriege gesehen. Hinten in einem großen ungepflasterten Hofe, von vielen Schuppen umgeben, lag sie, und die Bretterstapel rochen so würzig wie früher. Wie oft hat mich später der Holzduft an diese Tischlerwerkstatt erinnert!

Nun stand ich vor ihr, die Zeit schrumpfte zusammen ... Vier Jungen kletterten über die Bretter und schlichen auf engen Kriegspfaden zwischen den Schuppen herum. Auch die Jahreszahl 1805 war noch deutlich auf dem Querbalken über der Tür zu lesen; sie erinnerte mich daran, daß sich seit dieser Zeit die Werkstatt in der Familie Ludwig weiter vererbt hatte.

Es war gerade in der Mittagszeit, als ich in die Werkstatt trat. Ein Mann mit schlohweißem Haar stand über eine Hobelbank gebeugt, sah aber nicht auf und fragte nicht nach meinem Begehr. Ich erkannte in ihm nicht sogleich den Meister Ludwig, denn in meinem Gedächtnis lebte er als ein Mann, der noch mit fünfzig Jahren mit uns Jungen über die Hobelbänke gesprungen und voll fröhlichen Lebens gewesen war. Erst als ich ihn näher betrachtete, wußte ich, daß ich den Meister vor mir hatte. „Ihr kennt mich wohl nicht wieder, Meister Ludwig?" sagte ich dann. Einen Augenblick richtete er die Augen auf mich und schüttelte abweisend den Kopf.

„Vor zehn Jahren war's wohl das letztemal, daß ich in den Ferien hier war."

Noch immer kam kein Wort von ihm; noch tiefer beugte er sich über die Hobelbank und blieb in das Studium einer Zeichnung vertieft. Fast unheimlich still war es in der Werkstatt. Man hörte, wie es im Holz knackte und die welken Blätter der alten Buche im Hofe an die Fenster kratzten.

„Mit Ihren drei Jungen habe ich doch gespielt, Meister . ."

Jetzt richtete sich der Alte auf und strich sich die weißen Haarsträhnen aus der Stirn. „Was soll's?"

„Die Hand will ich Euren Söhnen drücken, Meister. Wir waren als Jungen gute Freunde. Der Gustav und der Karl sollen doch 's Handwerk gelernt haben, wie mir erzählt wurde."

Meister Ludwig schien nicht mehr gut zu hören. Sollten die Augen auch schon schwach sein? Ich trat einige Schritte näher an ihn heran, doch er blieb abgekehrt von mir stehen und schien in der Erinnerung nach mir zu suchen. Da bemerkte ich, daß er unverwandt auf ein Bild sah, das ein Pfeiler mir bisher verborgen hatte. Es war ein großes Bild, das drei feldgraue Soldaten zeigte. Ja, jetzt erkannte ich sie. Der rechts stand, war doch unverkennbar der Karl, der Soldat in der Mitte der Gustav, der Aelteste, und der links mit dem pfiffigen Lächeln um den Mund konnte kein anderer sein als der Otto. Ein Hauch jener Ferienstimmung aus der Jugendzeit wehte mich an, und es schien mir, als lächelten die drei Kameraden mir zu. Treue, tapfere Kerls waren sie alle drei, und bei allen rauhen Spielsitten blieb stets unser Ferienleben ungetrübt. Tüchtige Menschen müssen sie geworden sein, und ich freute mich, sie wiederzusehen und ihnen die Hände zu drücken.

Schlugen meine Gedanken und die des alten Meisters Ludwig eine gemeinsame Glocke an? Ich sah plötzlich ein Lächeln um seinen Mund huschen, doch schnell verschwand es wieder. Er hatte sich schon wieder über die Zeichnung gebeugt und schien vergessen zu haben, daß ich noch auf eine Antwort wartete.

Ich wollte schon dringender den alten Meister nach seinen Söhnen fragen. Da sah ich unter jedem der drei Brüder einen Namen stehen: Loretto, Verdun, Flandern.

Unbewußt hatte ich sie leise, doch deutlich vernehmbar in der Stille der Werkstatt ausgesprochen.

„Ja, so ist's", sagte nun der Meister und richtete sich auf. Straff reckte er sich in die Höhe, er wuchs und schien größer, als ich ihn im Gedächtnis behalten hatte. Langsam kamen seine Worte. Er sprach von den dreien und von seiner Frau, die mit dem Schicksal hatte nicht fertig werden können. Oft unterbrach er sich und schwieg lange, als ob er erst in sich hineinhörte.

Ehe wir gingen, sah er noch einmal auf das Bild. „Wie's Holz bin ich, und so soll's sein, Ihr wißt's." Fragend sah ich ihn an. Wie früher oft, legte er seine Rechte fest auf meine Schulter. „Sieh, junger Freund, das Holz lebt und arbeitet, auch wenn viele denken, es ist — tot."

Aufrecht ging er über den Hof, und der Herbstwind ließ seine weißen Haarsträhnen flattern. Meister Ludwig habe ich nicht mehr wiedergesehen, aber wie ein Denkmal steht er seit diesem Tage in meiner Erinnerung.



Allerseelen — Bruno Zwiener (Deike M.)

Das Eiserne Kreuz

Zeitbild von Carl Hans Watzinger

Der Abschied forderte von der alten Frau eine größere Behrrschung, als sie es sich zugemutet hatte. Der Enkel zog nun, wie vor vierundzwanzig Jahren der Sohn, gegen den Feind, und sie mußte ihm, dem sie seit Geburt die Mutterstelle vertreten und seit dem Heldentod des Sohnes vor Verdun auch den Vater ersetzt hatte, Worte der Zustimmung auf die seinen geben, die voll Mut und überströmender Jugendkraft waren.

Dabei dachte sie, so wenig sie es im Grunde wollte, immer stärker an Georg, ihren Sohn und seinen Vater, er brachte sich gleichsam in der Stunde dieses Abschiedes in Erinnerung, und sie konnte nichts gegen seine heimliche Macht tun, sie dachte, wie er vor vierundzwanzig Jahren auf demselben Stuhl gesessen hatte, auf dem jetzt sein Sohn, in die feldgraue Uniform gekleidet, saß und so zuversichtlich in die Welt blickte wie einst sein Vater vor seinem Auszug, von dem er nicht mehr wiederkehren sollte.

„Ja, Georg," sagte sie, und sie sprach zum Sohne wie zum Vater, denn sie vermochte im Augenblick die beiden nicht voneinander zu scheiden, „so ist dein Vater auch hinausgezogen."

Sie schwieg und sah den Enkel eine Weile sinnend an. Dann überwand sie ihren Schmerz über eine solche Trennung und meinte: „Das ist recht so. Sieh nur," — sie begab sich zum Glasschrank, der zwischen den beiden Fenstern der Wohnstube aufgestellt war, und öffnete ihn — „hier liegt das Eiserne Kreuz, das sie mir von der Front geschickt haben. Ich habe es in den Schrank gelegt und seit dieser Stunde nicht mehr berührt. Aber ich habe es mir jeden Abend vor dem Schlafengehen angesehen, es war mein Gebet. Ich nehme es auch jetzt nicht von seinem Platz. Aber ich will dir das Kreuz deines Vaters schenken, wenn du dir die gleiche Auszeichnung erworben hast."

Diese Worte fielen ihr nicht leicht, aber Georg merkte nichts davon. Er sprang auf, die Augen leuchtend und die Hand am Seitengewehr, und er stand, wie er sonst wohl vor seinem Leutnant stehen mochte, wenn der ihm einen Befehl erteilte. „Das Kreuz des Vaters willst du mir dann wirklich geben?" fragte er beinahe atemlos vor Erregung. Die Großmutter hatte das Kreuz immer wie ein Heiligtum gehütet. Die alte Frau nickte, und es fiel ihr selbst dieses Nicken schwer.

Der Enkel küßte sie und ging, als seine Zeit um war. Sie öffnete das Fenster und sah ihm nach, bis sich seine hohe Gestalt im Trubel der verkehrsreichen Straße verloren. Dann hielt sie ihre Tränen nicht mehr zurück, das Weinen tat ihr doch gut, sie fühlte, wie es sie erleichterte trotz aller Schwernis, die sie betroffen. Sie hielt aber auch Zwiesprache mit Georg, dem Sohn, sie sagte zu ihm, dessen Bildnis ihr gegenüber an der Wand hing, daß sie sich nicht täusche an der Zukunft, die ihr auch den Sohnssohn nehmen werde, sie ahne es in der Hellsichtigkeit ihres Alters. Sie blickte auf das Bild, das den Sohn in seiner jugendlichen Frische zeigte, und sie empfand wie niemals zuvor, wie sehr der Enkel ihm aus dem Gesicht geschnitten war, einem männlichen Gesicht, das ihr Mann auch sein eigen hatte nennen können.

Die Woche ging vorbei. Georg hatte eine Karte geschickt, er hatte geschrieben, daß er auf der Fahrt gegen Frankreich sei, es gehe ihm gut und er freue sich schon heute auf den Tag, der ihn als Träger des Eisernen Kreuzes sehen werde. Denn für ihn bedeute das gewiß mehr als für die anderen Kameraden, er könne dann ja des väterlichen Kreuzes als eines Geschenkes ihrer guten alten Hände und ihres liebenden Herzens gewärtig sein.

Die Großmutter, als sie die Zeilen oftmals gelesen hatte, legte die Karte in den Glasschrank zum Kreuz des Sohnes, und sie wachte am Abend vor seinem Blid und hielt weiter Zwiesprache mit ihm. Und der Heldentod des Enkels stand nicht mehr im Nebel der Ahnung, sie wußte zur Stunde, daß er gleich dem Vater in fremder Erde schlafen werde. Solches Wissen ließ sie die Tage drükkend erscheinen, wenngleich sie den Siegeszug der deutschen Truppen im Westen als den gerechten Ausgleich der geschichtlichen Entwicklung in der Welt empfand, der längst fällig gewesen war. Aber es war ihr Blut, das sich für den Sieg der Gerechtigkeit mit einsetzte, und es ist immer schwer zu ertragen, das eigene Blut in Gefahr zu sehen, ohne es retten zu können. Sie bat jedoch Gott an keinem Tag, den Enkel vor allen anderen zu schützen. So fühlte sie sich selber als eine Mutter, die einen Sohn nicht etwa geboren und erzogen hatte, daß sein Geschlecht sich in der Sattheit eines bekömmlichen Lebens verlöre.

Dieser Gedanke wurde stärker in ihr.

Es kamen noch zwei Karten von Georgs Hand, dann aber blieb jeder Gruß aus. Der Rundfunk und die Zeitungen meldeten von den Kämpfen in der Maginotlinie, und eines Tages hieß es, daß Verdun in deutscher Hand sei. Die alte Frau war seit dieser Stunde ganz ruhig im Innern, sie wunderte sich darüber, aber sie glaubte nicht, daß der Enkel außer Gefahr gewesen sei, im Gegenteil, sie ahnte, daß sich etwas Großes und Heiliges durch ihn verbreiten und sie bis an ihr Ende über alles Leid erheben werde.

Sie erfuhr auch bald, was geschehen war. Eines Tages erhielt sie ein Päckchen aus dem Felde. Sie hielt es lange in der Hand, erwägend, ob sie es denn nicht uneröffnet in den Glasschrank neben das Kreuz ihres Sohnes und die Karten des Enkels, die gleichsam die Vorhut dieser Sendung gewesen waren, legen sollte. Sie wußte, als sie das Päckchen ansah, daß der Enkel tot war, vielleicht war er sogar wie der Vater bei Verdun den Heldentod gestorben. Dann löste sie aber doch Schnur und Hülle und hob den Deckel auf. Da lagen ein Eisernes Kreuz, die Erkennungsmarke des Enkels und ein gefaltetes Blatt auf dem Boden der kleinen Schachtel.

Sie war nicht fähig zu weinen, sie war ja auch nicht bestürzt gewesen, sie sah nur auf das Eiserne Kreuz. Schließlich nahm sie das Blatt und las die paar Zeilen, von flüchtiger Hand geschrieben. Es stand da, ihr Enkel Georg sei vor Verdun gefallen und er habe, ehe sie zum Sturm angetreten seien, den Wunsch geäußert, sie sollten, wenn er vor der Festung bliebe, das Kreuz, das ihm kurz vorher an die Brust geheftet worden war, an seine Großmutter mit der Bitte zu senden, die Auszeichnung in den Glasschrank zu legen. Denn wenn ihm schon das Kreuz des Vaters verwehrt sei, so wolle er das seine auf dem würdigsten Platz wissen, den es dafür gebe. Der Leutnant hatte seinen Namen daruntergesetzt.

Da legte die alte Frau das Kreuz des Enkels in den Schrank zu dem anderen, und es dünkte sie wie ein Wunder, daß ihr so feierlich im Herzen war; sie hätte nicht zu klagen vermocht. Sie dankte Gott, daß ihr Enkel mit einem reinen Gedanken in den Tod gegangen war, wie ihn die Helden unseres Volkes immerzu gepflegt hatten, jene Helden, von denen die Geschichte kündet als von Männern, seien sie auch namenlos, der edelsten Taten.



Pommersches Fischerhaus — Holzschnitt von Hellmuth Schott (Deike M.)

Erzieher zum wehrhaften Volksgeist

Unvergessenes Vermächtnis soldatischen deutschen Führertums

Aus der Tiefe unserer völkischen Vergangenheit dröhnen die Rufe der großen deutschen Führer zu uns herauf, die unser Volk lehrten, im Kampf um Ehre, Freiheit und Größe mutig und entschlossen zusammenzustehen und alles zu opfern für „Ehr' und Wehr des Vaterlandes". Mahnend und verheißend klingen diese Worte, gesprochen in Stunden der Entscheidung, in diesen Tagen an unser Ohr, da es gilt, abermals durch den Einsatz unserer ganzen Volkskraft eine Entscheidung herbeizuzwingen, die der Geschichte Deutschlands und Europas für Jahrhunderte hinaus einen Wendepunkt geben wird.

*

„Die redlichen Deutschen haben jetzt einen Weg, den ihnen Gott, die Vernunft und die Pflicht zeiget: nämlich daß Haupt und Glieder unzertrennlich beieinander halten und mit aller Macht wider des Reiches Feinde handeln. Unsere Voreltern sind der ganzen Welt formidable gewesen, und wenn sie sich nur gerühret, hat alles gezittert. Wir haben noch dieselbe Macht und können dasjenige und noch ein Mehreres tun. Man verlanget in Deutschland nach Frieden — kein ander Mittel ist, dazu zu gelangen als kräftige und einmütige Zusammensetzung!" (Der Große Kurfürst 1675 vor dem Kampf gegen Schweden und Franzosen.)

*

„Kein Engländer und Franzose soll über uns Deutsche gebieten, und meinen Kindern will ich Pistolen und Degen in der Wiege geben, daß sie die fremden Nationen aus Deutschland abhalten helfen! Wenn die Franzosen ein Dorf in Deutschland attackierten, so müßte das ein Coujon von einem deutschen Fürsten sein, welcher nicht den letzten Blutstropfen daran wagte, sich dagegen zu setzen." (Friedrich Wilhelm I. zu Graf Seckendorf, 1727.)

*

„Niemals werde ich den Moment erleben, der mich verpflichten wird, einen nachteiligen Frieden zu schließen. Keine Ueberredung, keine Beredtsamkeit wird mich bestimmen können, meine Schmach zu unterzeichnen. — Meine Widerwärtigkeiten würden aufs höchste gestiegen sei, setzte ich nicht ein unbegrenztes Vertrauen in Mut, Standhaftigkeit und Vaterlandsliebe meiner Soldaten und Offiziere. Ehre, Ruhmbegier und das Wohl des Vaterlandes begeistern sie, mit solchen Eigenschaften werden Soldaten achtbar, und ich sehe in ihnen nur Stützen des Reiches und Bollwerke des Staates." (Friedrich der Große im Entscheidungskampf 1760.)

*

„In einem Kriege, wo ein jeder einen großen Anteil an dem glücklichen Ausgang desselben hat, wo die Nation für ihre Freiheit und Unabhängigkeit ficht, da vertritt der allgemeine Wille das, wozu unter anderen Umständen die größte Weisheit erfordert wird. Ist die Notwendigkeit eines Krieges einmal vom Volk erkannt, so wird nichts weiter zu unsterblichen Taten erfordert, als der Entschluß des Führers, zu siegen oder zu sterben!" (Scharnhorst im April 1806.)

*

„Die Welt fordert, daß sie in Sicherheit gelezt werde gegen den unruhigen Geist eines schlechten Volkes (gemeint ist das französische), und fordert dies mit Recht. Wehe denen und Schande ihnen, wenn diese einzige Gelegenheit nicht ergriffen wird, um Preußen und Deutschland zu sichern auf ewige Zeiten. Welche Sprache Preußen jetzt führen kann, wissen Sie So hoch hat Preußen noch nie gestanden." (Gneisenau an Hardenberg, Juni 1815.)

*

„Kleine Staaten können sich auf Neutralität, auf internationale Garantien verlassen. Ein großer Staat besteht nur durch sich selbst und aus eigener Kraft; er erfüllt den Zweck seines Daseins nur, wenn er entschlossen und gerüstet ist, sein Dasein, seine Freiheit und sein Recht zu behaupten, und ein Land wehrlos zu lassen, wäre das größte Verbrechen seiner Regierung." (Moltke im Kampf um die Heereserneuerung.)

*

„Wenn wir in Deutschland einen Krieg mit der vollen Wirkung unserer Nationalkraft führen wollen, so muß es ein Krieg sein, mit dem alle, die ihn mitmachen, alle, die ihm Opfer bringen, kurz und gut, mit dem die ganze Nation einverstanden ist: es muß ein Volkskrieg sein! — Wenn wir darin einig bleiben, bilden wir einen harten, schweren Klotz inmitten Europas, den niemand anfaßt, ohne sich die Finger zu zerquetschen!" (Bismarck 1870.)

Frage Dich selbst, ob Du geopfert hast oder nur Almosen gabst – Du allein sprichst Dir Dein Urteil.

Fischerfriedhof in Ostpreußen

Von Rudolf Naujok

Hier ist ein alter Fischerfriedhof, und dort, wenn man zwischen den knorrigen Stämmen der Weiden hindurchblickt, glänzt der weite Spiegel des Stromes. In die alten morschen Holzkreuze haben die Fischer mit dem Taschenmesser ihre schmerzlichen Runen geschnitzt. Hier ein Stern für die Geburt, dort ein Kreuz für den Tod, und immer wieder Sterne und Kreuze. Die Namen wechseln, die Jahreszahlen, die Jahrzehnte und Jahrhunderte ebenso, aber die Sterne und Kreuze bleiben wie ein ewiges Wellenspiel.

Lang und wirr rankt sich das Gras um die Gräber, als wollte es jeden halten. Nirgends goldprunkende Namen auf Marmorblöcken. Nein, nur Holz, einfaches Weidenholz oder Birken. Die Kreuze sind überdacht, damit sie lange halten, und so sehen sie aus wie kleine Häuser, von deren Dächern in den Nächten der Regen tropft.

Aber diese kleinen Häuschen, hinter denen die Toten wohnen, sind so schlicht und vergänglich wie die Schilfhütten am Strom und erzählen wie ihre großen Schwestern von der stummen Hoheit eines harten, anspruchslosen Lebens und eines selbstverständlichen Todes.

Alles, was hier wächst, ist alltäglich und könnte überall wachsen. Ein paar Weiden mit unförmigen Köpfen, Hecken aus weißen Eisbeeren oder roten Mehlbeeren. Seltsame Sprüche stehen da neben dem Wunsch nach ewigem Frieden und jenseitigem Wiedersehen. Die Wünsche mögen bei dem, der sie einst mit dem Taschenmesser in das Holzkreuz schnitzte, heiß und voller Aufbegehren gewesen sein. Nun hat der Regen an den Kreuzen gewaschen und der Sturm daran gezerrt, so sind auch die Wünsche stiller geworden.

„Ich bin die Auferstehung und das Leben!" Welch ein sicheres Wort! Und dort steht: „Ihre Taten folgen ihnen nach." Aber man weiß hier nichts mehr von den Taten, nur die Namen sind da, und die sind bei Toten wie ein Hauch.

Manchmal ist sogar eine kleine, sehr verwischte Photographie unter Glas in das Holzkreuz gesetzt. Vielleicht ein Jahrmarktsbild, und ein fröhliches Lächeln von all der Lebenslust liegt dann noch um den Mund. Nun weiß man, wie der aussah, der in diesem Totenhäuschen schläft, wie er aussah, als er noch durch die Helligkeit des Lebens ging.

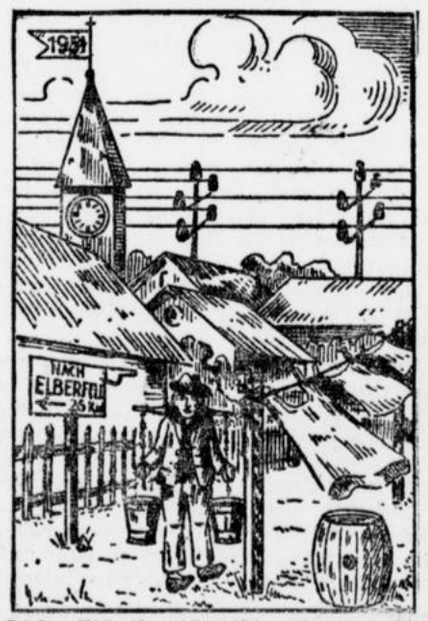
Im Schatten einiger Lebensbäume liegen Kindergräber. Es ist so schwer, wenn Kinder sterben, die noch nichts vom Leben wissen, den Tod nicht verdient und nicht ersehnt haben. Und der Schmerz der Eltern ritzte in das Holz den nun verwaschenen, kaum leserlichen Spruch:

„Kaum blüht' ich auf, da brach ich ab,
Schon von der Wiege in das Grab ..."

Es ist das kein Wort alter Weisheit, es gibt bessere. Aber es ist ein Spruch des Schmerzes, schlichten Schmerzes, und er begleitet einen und läßt einen nicht mehr los wie das lange feuchte Kirchhofsgras. Bis die Holzkreuze und die weißen Eisbeeren und die roten Mehlbeeren weit dahinten liegen und der Strom breit und mächtig daherbraust wie ein Lebenslied, das von Ewigkeit zu Ewigkeit klingt ...

Bei jedem, der nicht von seinen Zinsen, sondern von seinen Leistungen lebt, ist Gesundheit und langes Leben das Stammkapital.
HELMUTH VON MOLTKE

Denksportaufgabe



Dieses Bild ist zeichnerisch nicht ganz richtig. Es ist festzustellen: 1. welche vier Gegenstände unvollkommen, 2. welche vier Darstellungen falsch gezeichnet sind.

Rebus



Auflösung des Kreuzworträtsels vom 20. Oktober:

Waagerecht: 1. Pfeffer, 5. Ar, 6. Lo, 9. Dau, 12. Alpenrose, 15. Sie, 16. Spa, 17. Carpenter, 20. Ale, 23. Palette.

Senkrecht: 2. Erde, 3. Flur, 4. Flasche, 7. Stearin, 8. Ilias, 10. Angel, 11. Espen, 14. Ost, 18. Paul, 19. Nest, 21. ja, 22. et.



a Schott (Deike M.)

u siegen oder zu sterben!"
806.)

ß sie in Sicherheit gelegt
gen Geist eines schlechten
französische), und fordert
enen und Schande ihnen,
nheit nicht ergriffen wird,
land zu sichern auf ewige
e Preußen jetzt führen
ch hat Preußen noch nie
an Hardenberg, Juni

nen sich auf Neutralität,
ntien verlassen. Ein gro-
urch sich selbst und aus
den Zweck seines Daseins
n und gerüstet ist, sein
sein Recht zu behaupten,
lassen, wäre das größte
ung." (Moltke im Kampf
g.)

schland einen Krieg mit
rer Nationalkraft führen
krieg sein, mit dem alle,
die ihm Opfer bringen,
ie ganze Nation einver-
Volkskrieg sein! — Wenn
bilden wir einen harten,
Europas, den niemand
Finger zu zerquetschen!"

aufgabe



erisch nicht ganz richtig.
welche vier Gegenstände
vier Darstellungen falsch

us



rätsels vom 20. Oktober:
Pfeffer, 5. Ar, 6. Lo, 9.
ie, 16. Spa, 17. Carpen-

e, 3. Flur, 4. Flasche,
ngel, 11. Espen, 14. Ost,
a, 22. et.

Hohe Stunde

Erzählung von Hans Hermann Wilhelm

Oft bietet das Leben in seiner flachen Alltäglichkeit dem Menschen niemals Gelegenheit, sich selbst bis in seine letzten Tiefen und Untiefen oder den Mitmenschen bis in die Gründe der Seele zu erfassen, selbst wenn man mit ihm in jahrelanger vertrauter Gemeinschaft lebt. Dann aber kommt ein Tag wie dieser, da Herr Wilfried, Kaufherr und vielbeschäftigtes Ratsmitglied einer mittleren Stadt im norddeutschen Flachland, plötzlich wie eine Offenbarung die Seele seiner Frau erlebte, von der er eigentlich nur noch gewußt hatte, daß sie den Haushalt in bester Ordnung hielt und stets bereit war, seine Sorgen anzuhören.

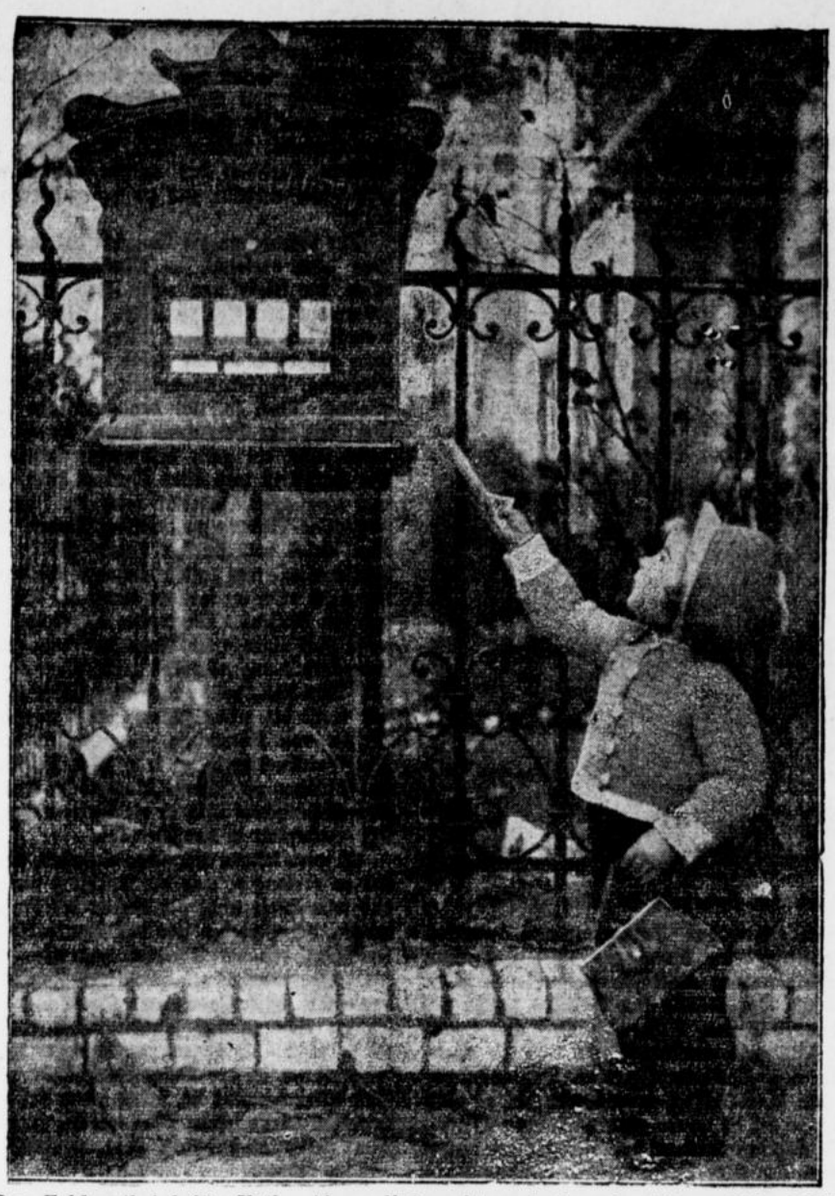
Der Anlaß, sich einmal mehr als üblich mit ihr zu beschäftigen, war ein Brief, den sie eines Morgens beim gemeinsamen Frühstück in Händen hielt und auf seine Forderung mit bewegter Stimme vorlas. Der Brief war von ihrem jüngeren Bruder aus dem Feld geschrieben, und wenn er auch von froher Zuversicht erfüllt zu sein schien, so glaubte Frau Wilfried doch dem „stummen Klang" des Geschriebenen zu entnehmen, daß er ein Abschiedsbrief war.

Bei diesen unvermuteten Worten sah Herr Wilfried seine Frau zum erstenmal seit unendlicher Zeit genauer an. Er entsann sich, daß die zarte blasse Frau mit den tiefliegenden, von langen dunklen Wimpern überdeckten grauen Augen schon äußerlich der vollkommene Gegensatz zu der robusten Mächtigkeit seines Leibes und seines Wesens, in früheren Jahren häufiger von Vorahnungen und Vorgesichten erfüllt gewesen war. Aber wenn dergleichen innere Stimmen und Gesichte wirklich zu ihr gehört hatten, so waren sie in ihrem täglichen Zusammenleben verstummt oder erloschen. Herr Wilfried war darüber nicht unfroh gewesen; denn er meinte bei sich, daß es sich mit einer Frau ohne derartige innere Regungen viel bequemer leben ließ. Wenn heute ihr altes und fast vergessenes Sein wieder in ihr aufbegehrte, so schien es ihm das beste, es so schnell wie möglich wieder in jene Regionen zu verscheuchen, wo es ihm nicht mehr gefährlich werden konnte.

Seine Stimme antwortete ihr daher mit einer Heftigkeit, die in keinem Verhältnis zu dem Anlaß seines Zornes zu stehen schien und sich von Satz zu Satz immer noch mehr steigerte. Obwohl sie ihm einen bittenden Blick zuwarf, versagte er es sich nicht, sie darauf hinzuweisen, daß sein Verhältnis zu dem Schreiber des Briefes nicht das beste war. Es hatte sogar eine Zeit gegeben, wo er ihn hatte unterstützen müssen, und er glaubte heute auch den Grund zu wissen, warum der Bruder es im Leben zu nichts Rechtem gebracht hatte. War es nicht eben jene verhängnisvolle Neigung, nach innen statt nach außen zu schauen, die ihn zur Erringung geschäftlicher Erfolge untüchtig gemacht hatte?

Frau Wilfried warf leise ein, daß ihr Bruder im Heer durchaus seinen Mann stehe. Es gehöre zu den Erbtümlichkeiten ihrer Familie, daß sie auch unter schweren Lebensumständen ihre Pflicht erfüllte.

Während sie sich nach diesen Worten tiefer in sich zu verstecken schien, als sei es ihr selbst unbegreiflich, daß sie ihrem Mann Widerstand geleistet habe, stieg in ihm jäh das dumpfe Gefühl auf, daß seine Frau dem Bruder sehr ähnlich war und daß er mit seinen Worten nicht nur sie, die sich ihm seit Jahren fast ohne eigenen Willen ergeben hatte, sondern auch gewisse Familieneigenschaften treffen wollte, die ihm in dem Bruder noch unausstehlicher als in ihr erschienen. Zu diesen Eigenschaften rechnete er in seiner Wut auch das Pflichtgefühl, das sich mitunter gegen seine eigenen Träger richtete, weil sie nicht zögerten, es dem persönlichen Vorteil voranzustellen. Er hoffe nicht, schloß er seine drohenden Worte, daß in seinen und ihren Kindern, die sich augenblicklich außer dem Hause befanden, zu viel von dem „Hangen und Bangen" und der bis zur Selbstverleugnung gehenden Hingabe an andere wiederkehre.



Der Feldpostbrief für Vati. Aber allein geht es doch noch nicht. (Scherl-M.)

Dann verabschiedete sich Herr Wilfried flüchtig und verließ das Haus. Ein tiefes Unbehagen wollte nicht von ihm weichen. Zwar der Zorn war in ihm verraucht, aber nun legte sich bedrückend das schwere Gefühl auf die frohe Tatkraft, daß er seiner Frau Unrecht getan habe und daß sie unmöglich verstehen könne, warum er sich wegen eines inhaltlosen Briefes so erregt hatte.

Einem plötzlichen Entschluß folgend, sagte er telephonisch in seinem Geschäft ab und ließ sich von der Straßenbahn in die entgegengesetzte Richtung entführen, wo ein ausgedehntes Waldgebiet an die Stadt grenzt. Er wollte einmal mit sich ins Reine kommen, sagte er zu sich selbst, während er die mit herbstlichem Laub bedeckten Waldwege entlangschritt. Er mußte einmal allein die erregende Tatsache bedenken, daß seine Frau ihm in vieler Hinsicht ganz unähnlich war. Während er mit seinem beweglichen Geist, den man ihm schon in der Schule nachgerühmt hatte, neben der Arbeit gern lachte, den Becher nicht verschmähte und auch hin und wieder ein Wort zu viel redete, lebte sie äußerlich unscheinbar, aber herb und streng, gerecht gegen sich und andere und unwandelbar in ihren tiefsten Wesenskräften an seiner Seite . . .

Wo der Zorn Tiefen der Seele aufreißt, werden es mitunter Abgründe, in denen der Mensch mit seinen armen kleinen Gedanken ganz und gar versinken kann. Als Herr Wilfried glaubte, sich der Arbeit nicht länger entziehen zu können, fuhr er in die Stadt zurück. Aber er kehrte erst spät am Abend heim. Um nicht sogleich seiner Frau zu begegnen, von der ihn, wie er vermeinte, an diesem Tage ein ungeahnte Weite der Gedanken getrennt hatte, harrte er bis zuletzt am abendlichen Stammtisch nach den anstrengenden Geschäften des Tages aus. Er fand sein Haus dunkel und leer und suchte seine Frau vergebens in den gemeinsamen Wohnräumen. Aergerlich stieß er einen Fluch aus, aber fühlte zugleich, daß sich etwas in ihm regte, das die Menschen das böse Gewissen genannt haben. Unsicher und ganz aus dem so stolzen Gleichgewicht geraten, tappte er die Treppe empor und drehte im Schlafzimmer vorsichtig das Licht an. Da sah er seine Frau unausgezogen auf dem Bett sitzen, von einem fast lautlosen Weinen erschüttert. Sie reichte ihm, das blasse Gesicht zu ihm aufhebend, eine zweite Nachricht, die am Abend, während er am Stammtisch gesessen, bei ihr eingetroffen war. Ihr Bruder, von dem sie heute früh einen so zuversichtlich klingenden Brief erhalten hatte, war gefallen.

Er war gefallen, sagte eine Stimme, von tiefem Weh erfüllt und doch so klar und gefaßt, wie er sie nie gehört hatte, damit er und seine Kinder lebten!

Da trat er ganz leise zu ihr und setzte sich neben sie. Mit der einen Hand umfaßte er sie, und die andere streichelte die ihre. Tief aus seinem Innern drangen Reue und Scham, Gefühle, die der Zorn nicht hatte leben lassen wollen. Nun hätte er jedes Wort, das er am Morgen sagte, zurücknehmen mögen. Nun war er bereit, sich selbst zu verdammen, weil er so vielen abwegigen Gedanken Raum gewährt hatte.

Mochte er über gute Gaben des Geistes und eine oft gepriesene, überall gebrauchte Arbeitskraft verfügen, die ihn hinderte, den Stimmen aus der Tiefe zu lauschen, — hätte er die Haltung und Fassung, die innere Ruhe und Ueberlegenheit, das wortlose Sichabfinden mit dem Schicksal aufgebracht, mit denen seine Frau dem Verhängnis begegnete, das ihr den teuersten Menschen neben ihm genommen hatte?

„ . . . damit wir leben!" wiederholte er still ihre Worte und nahm sich vor, das unwandelbare, unbeirrbare Pflichtgefühl des Bruders von nun an in seiner Frau zu achten und zu ehren. An dem Toten konnte er nicht wiedergutmachen, was er ihm mit Worten und Taten zugefügt hatte. Aber wenn es einen Trost für das Sterben eines Menschen gibt, so den, daß der Tod die Lebenden zwingt, Einkehr in ihrem besten Wesen zu halten und die dahingeschwundenen Lebenskräfte zu ersetzen, indem sie sich des Vollbesitzes des eigenen Wesens mit allen seinen unausdenkbar reichen, unausschöpflichen Möglichkeiten bewußt werden, die der Mensch im Getriebe des Alltags so leicht ungenutzt verrinnen läßt.



Netter kleiner Besuch in der Flakbatterie (Scherl-Autoflex)

Bringt uns die Wintermode eine neue Silhouette?

Die modische Wandlung ist auch in dieser Hauptzeit nur eine Weiterentwicklung des bisher als modern angesehenen. So laufen verschiedene Silhouetten auch weiterhin nebeneinander her, ohne daß eine die andere verdrängt. Die betonte Hüftpartie, wie sie sich in der noch nicht ganz abgeklungenen Sommermode nur schüchtern zeigte, wird jetzt betonter, vielfach auch nur durch die Art der Bearbeitung. Gerüscht, gefaltet, gesmokt bietet sie sich dem Beschauer, was jedoch an der eigentlichen Silhouette nichts ändert.

Das blusige Oberteil setzt sich immer erfolgreicher durch und dürfte über die Wintermode hinweg auch in die kommende Sommermode siegreich eingehen, ist diese hauschige, duftige Form doch gerade wie für leichte Sommerstoffe eigens erdacht. Das Gleiche gilt für den neuartig hochdrapierten Tunika-Rock, wie auch für die Kasakform, die beide den engen Rock als Grundlage haben. Und beide ermöglichen es, aus zwei vorjährigen Kleidern ein hochmodernes diesjähriges zu schaffen, sofern nur die Farben harmonieren. Kann man doch gerade bei diesen beiden Formen sehr gut einfarbig zu bunt und bunt zu einfarbig stellen. Zudem lassen sie verschiedene Formen zu. Rückwärts liebt man sie fast saumlang (reicht der Stoff nicht aus, dürfen sie auch, ohne unmodern zu erscheinen, etwas kürzer sein), nach vorn werden sie stark verkürzt. Tunika und Kasak zur Seite dürfte sich das Schößchen stellen, das, aus einem Restchen Stoff hergestellt, ein Kleid vollständig wandelt.

Schmetterlings-, wie auch am Handgelenk in Bündchen zusammengefaßte Bauernärmel, kann man auch als formbestimmend ansehen. So stellt sich flattrig und fließend nebeneinander, auch hier sucht keines das andere zu verdrängen. Daß betonte Weichheit in der Mode gleichbedeutend mit angestrebter Fraulichkeit ist, weiß jeder. So kann man auch aus allem eben Gesagten unschwer ersehen, daß alles modische Beiwerk immer mehr gefragt wird. Es ermöglicht mit Leichtigkeit immer „neu" zu erscheinen. Heute vormittag diese Tasche, dieser Gürtel und der kleine Sporthut zum glatten Kleid. Morgen nachmittag legt man zum gleichen Kleid das abnehmbare Schößchen an, wählt jene Blume, jene Handtasche und den Hut mit der fließenden Strauß- oder Hahnenfeder. Zweimal das gleiche Kleid und doch zweimal fast entgegengesetzte Silhouetten.

Auch Farbenzusammenklänge sind das, was man sucht, und möglichst immer Einmaligkeiten. Viele Farbtöne, die an sich wunderschön sind, passen längst nicht für jeden Typ, und Farbenzusammenstellungen, die bei Stoffen oft mehr als gewagt wirken würden, können durch eine Blume, einen Gürtel, Paspolierungen oder die sehr in Aufnahme kommende Perlstickerei hervorragend gut aussehen. Es bieten sich also unendlich viel Möglichkeiten mit kleinsten Hilfsmitteln auch für unsere Winterbekleidung, aus „Alt — Neu" zu machen.

Der Garten im November

Ratschläge für Siedler und Gartenbesitzer

Neben den nebeldüsteren, trüben Tagen bringt der November auch noch Sonnenschein, freilich blassen, kaum wärmenden. Aber Rast und Ruhe darf nicht sein, es gilt, da und dort aufzuräumen, da und dort noch ein Beetlein umzugraben, damit die Erde fein mürbe wird durch den Frost fürs andere Jahr. An keinem Baum darf eine vertrocknete Frucht hängen bleiben, denn eine solche Mumie ist von Pilzen befallen, die darinnen überwintern möchten. Mit einer langen Stange kann man diese Teufelsdinger herunterschlagen und schnell verbrennen — dann sind wir sie endgültig los. Nur nichts davon am Boden liegen lassen! Sind die Rinden unserer Obstbäume schon mit der Drahtbürste gesäubert? Ist schon Kalk mit Kuhdung zu einem feinen, nicht zu dünnen Brei verrührt und ist der Pinsel oder die Bürste zur Stelle, damit mit dem Auftragen des Breies auf die gesäuberte Rinde begonnen werden kann? Wenn du es nicht gemacht hast — lasse nicht zu lange Zeit verstreichen! Deine Bäume werden es dir danken! Noch immer kannst du ein paar Beerensträucher pflanzen, ebenso junge Obstbäume. Decke aber nach dem Pflanzen die Baumscheibe mit Dünger oder Torfmull ab, damit die Wurzeln es warm und mollig da unten haben. Vermeide jedoch Laub, in das sich die Mäuse mit Vorliebe einnisten und alle Wurzelspitzen abfressen.

Hast du alle Gartengeräte schon gesäubert und in den Keller oder den Schuppen gebracht? Und vergiß keinesfalls den Zaun! Sind erst die Hasen an deine Obstbäume gegangen, ist's zu spät! Und im uneingezäunten Obstgarten vergiß nicht, deinen Bäumen die schützenden Drahthosen anzulegen. Ist die Rinde ringsum abgenagt, ist's für den Jammer zu spät.

Hat etwa dein Erdbeerenbeet mit den Monatserdbeeren noch grüne Früchte oder Blüten — so stelle doch zwei Fenster wie ein Dach darüber und hänge an den Stirnseiten Rupfen auf. Oder stelle Bretter dagegen. Wie wunderschön, wenn du nach dem ersten Schnee noch reife Erdbeeren auf den Tisch stellen kannst!



Kleine Hausmusik H. Peters-Neumeyer

Herbst / Von Anton Holzner

Alle Jahre vollzieht sich dasselbe Naturgeschehen. Im Herbst gibt die Natur ihre letzten Früchte ab. Das Laub wird gelb und fällt. Die letzten Herbstblumen blühen. Milde Tage werden von den letzten wärmenden Strahlen der ihre Kraft verlierenden Sonne verklärt. Dazwischen fegen Herbststürme durch das Land und breiten frostige Schauer aus. Herbstnebel hüllen die Landschaft in einen eigenartigen geheimnisvollen Schleier. Die ganze Natur legt sich allmählich zur Ruhe.

Der Mensch bewundert alle Jahre aufs neue dieses Naturgeschehen. Er nimmt zwar voll Bedauern vom Sommer und seinen Gaben Abschied. Er weiß aber, daß er sich dem Kreislauf des Jahres nicht entgegenstemmen kann und nimmt deshalb auch voll Bereitschaft und Dankbarkeit die Früchte des Herbstes entgegen. Glücklich erntet er alles, was Gärten, Felder und Weinberge zur Reife gebracht haben. Bewundernd genießt er die bunte Pracht der herbstlichen Landschaft. Dankbar sonnt er sich in den letzten Strahlen der Herbstsonne. Freudig atmet er die klare Herbstluft ein, die ihm an manchem schönen Herbsttag noch den Blick in weite Fernen öffnet. Besinnlich sucht er die Sprache der Herbststürme, den Nebel und das Rauschen des fallenden Laubes zu verstehen.

Vor allem aber sucht der Mensch im Herbst ein Symbol seines eigenen Lebens zu sehen. Menschliches Denken und Menschenkunst haben zu allen Zeiten Herbst und Alter verglichen. Allzu leicht geht der Mensch am Alter achtungslos und gleichgültig vorbei. Der Herbst der Natur vermag oft den Reichtum des Alters für den Menschen zu enthüllen.

Wenn wir im Herbst die welken Blumen und das fahle Laub sehen, denken wir unwillkürlich an die frische Pracht des Frühlings. Wenn wir aber in das runzliche Antlitz eines alten Mütterleins schauen, vergessen wir allzuoft, daß dieses Gesicht auch vor nicht allzu langer Zeit in blühender Jugend erstrahlt ist. Wenn wir einen gebeugten Greis erblicken, denken wir vielfach nicht daran, daß dieser Körper vor wenigen Jahrzehnten noch von strotzender Jugendkraft erfüllt war. Und doch trägt so manches greise Frauenantlitz noch deutlich sichtbar den Glanz vergangener Jugendschönheit an sich und sieht man die Kräfte der entschwundenen Jugend noch klar aus manchem Greise leuchten.

Die Gaben des Herbstes wurden von den ganzen Kräften eines Jahres, vor allem vom Frühling und Sommer zur Reife gebracht. Das Alter wurde von den Kräften und Einflüssen eines ganzen Lebens geformt. Wie ein vollgeschriebenes Buch kündet das Aussehen des Alters von diesem ganzen verflossenen Leben. Das edle Antlitz mancher Greisin erzählt, wieviel Schönes und Gutes sie in ihrem ganzen Leben empfangen und gespendet hat. Das zerfurchte und zerknitterte Aussehen manches alten Menschen läßt es ahnen, wieviel Stürme, Nöte und Enttäuschungen, wieviel Leid und Bitterkeit das Schicksal diesem Menschen aufgebürdet hat. Wir müssen nur immer in stiller Ehrfurcht das zu erspüren versuchen, was die Runzeln des Alters uns zu sagen haben und dürfen uns nicht oberflächlich damit begnügen, daß das äußere Bild des Alters eben nicht jugendlich frisch sein kann. Wir müssen uns angewöhnen, das Alter als im Naturgeschehen wie den Herbst zu betrachten.

Das Welken und Vergehen der Natur im Herbst kann den Menschen nicht zu sinnlosem Jammer und endloser Traurigkeit verführen. Das Naturgeschehen sagt ja dem Menschen, daß immer aufs neue ein Frühling mit seiner Blütenpracht wiederkehrt. Der Mensch zwar blüht nur ein einziges Mal. Sein Leben geht aber trotzdem mit dem Herbst des Lebens nicht zu Ende. Sein Leben, das so unendlich kostbarer ist als das Leben der Pflanze, führt auch in eine Ewigkeit. Der Tod ist ein Naturgeschehen, das nicht Ende des Lebens, sondern Uebergang zu neuem, ewigem Leben bedeutet. Freilich wie das welke Laub und die vergilbte Blume nicht wieder in derselben Form lebendig werden und nicht wieder als dasselbe Blatt und dieselbe Blume einen neuen Frühling erleben kann, so erwacht der Mensch auch nicht in derselben Form vom Tode, um dasselbe Leben nochmal zu beginnen. Der Herrgott hat vielmehr über das Fortleben nach dem Tode einen Schleier gesetzt, den noch kein Mensch gelüftet hat. Von persönlichem oder unpersönlichem Fortleben nach dem Tode haben die größten Denker geträumt, gedichtet und gesprochen. Gelöst hat das Rätsel noch niemand. Soll dieses von Gott bestimmte Geheimnis die Freude und die Gewißheit unseres Glaubens an eine Ewigkeit trüben? Der Allmächtige weiß, in welchem Stadium des ewigen Lebens er dieses Geheimnis enthüllt und ob er es überhaupt enthüllt.

Der Glaube an die Ewigkeit hat manche Menschen dazu verleitet, im Menschenleben und vor allem im Alter nur einen Uebergang zum sogenannten Jenseits zu sehen. Alte Leute haben deshalb den Sinn ihres Alters in der Vorbereitung auf dieses ewige Leben durch Bußübungen, Abtötung, Weltabgewandtheit und Weltverachtung gesehen. Doch so, wie der Herbst in sich einen Wert und eine Bedeutung hat, so kommt auch dem Alter selbst ein ganz bestimmter Lebenswert zu. Der Herbst ist trotz alles Welkens reich an Früchten, trotz aller Fahlheit reich an Farbenpracht, trotz aller Stürme voll milder Sonne, und trotz aller Nebel voll klarster Tage. So ist auch das Greisenalter trotz aller äußeren Müdigkeit oft unendlich reich an innerer Kraft der Erfahrungen und des Wissens. Wertvoller als Gold ist oft der weise Rat einer alten Frau und das aus tiefster Lebenserfahrung geborene weise Wort eines Greises. Das Alter besitzt trotz aller Härte und Starrheit meist die milde Wärme eines ausgeglichenen Wesens voll Abklärung, Gerechtigkeit und Güte. Das Greisenalter besitzt trotz aller Trübheit mancher Stunden oft lichteste Klarheit im Urteil, nahezu hellseherischen Blick in die Weite und unbestechliche Sicherheit in der Wertung.

Es wird keinem Menschen einfallen, vom Herbst das zu verlangen, was der Frühling bietet. Wenn wir vom Alter nicht die Gaben der Jugend verlangen, dann werden wir voll Dankbarkeit all den Reichtum, den der Schöpfer dem Alter verliehen hat, entgegennehmen. Alter und Jugend werden dann aber in heiliger Gemeinschaft und in gegenseitiger Achtung und Ehrfurcht die großen Aufgaben lösen, die ihnen im Rahmen des Schöpfungsplanes in der Volksgemeinschaft zukommen. Das Alter verdient im Leben unter der Sonne in derselben Weise seinen Platz wie die Jugend. Das Alter selbst muß daran stets ebensosehr denken, wie die Jugend.



Auch das Spargeld ist eine Waffe!

Millionen deutscher Volksgenossen werden die Mahnung des Spartages 1940, der dem Sparwillen neuen Auftrieb geben soll, nicht überhören. Die Stärke des Reiches bürgt für die Sicherheit der Währung und des Spargeldes. Mit gesammelter Kraft tritt Deutschland in den Endkampf gegen Englands erschütterte Macht. War das Sparen bisher eine Tugend, so ist es heute eine nationale Pflicht. — Klein-Hilde bekommt von der Mutter einen Groschen für ihre Sparbüchse. (Scherl-M.)



An den Gräbern ihrer gefallenen Kameraden

Deutsche Soldaten besuchen auf dem Heldenfriedhof von Langemarck die Gräber ihrer Kameraden aus dem Weltkrieg.

(PK.-Ulrich-Weltbild-M.

Wer lacht da?



„Achtung, Kamerad! Dicke Ballonsperre!"
(Zeichnung: Schultz)

Kölnisches. Der Tünnes wird ins Krankenhaus eingeliefert. Als der Arzt ihn verbindet, kommt er zu sich. „Hm," meint der Arzt, „Sie schauen ja nett aus. Der Täter hatte es wohl auf Ihr Geld abgesehen?" — „Ja, natürlich, Herr Doktor," bestätigt der Tünnes. — „Würden Sie ihn wiedererkennen?" — „Dat eß doch secher," stöhnt der Tünnes, „ich wärden doch ming Frau kenne."

Glückwunsch. „Ich gratuliere zu dem fünften Sohn," sagte der Doktor zu dem glücklichen Vater, dessen Frau soeben Zwillinge bekommen hat, ohne daß der Papa den vollen Umfang seines Vaterglückes kennt. — „Sie meinen zu dem vierten, Herr Doktor?" — „Ganz recht, zu dem auch!"

Für den Herrn Professor. „Dieser Sessel ist sehr praktisch," empfahl der Verkäufer. „Am Tage kann er als Sessel gebraucht werden und nachts kann man ihn in ein Bett verwandeln!" „Das ist ja sehr schön, aber leider kommt er für mich nicht in Frage!" bedauerte der Kunde. „Ich bin nämlich Astronom und arbeite des Nachts! Aber vielleicht haben Sie ein ähnliches Möbel, das man am Tage als Bett und des Nachts als Sessel benutzen kann?"

Jedes Ding hat zwei Seiten. „Es kann auch seine Nachteile haben, seiner Frau Bücher zu schenken!" „Wieso?" „Nun, ich habe neulich meiner Frau ‚Die Kunst des Sparens' mitgebracht — jetzt muß ich selbst mit dem Rauchen aufhören!"

Ehrenwerte Männre. „Für was halten Sie mich eigentlich?" „Nun, ganz einfach — für das, was Sie sind!" „Ich muß doch sehr bitten — Ihre Unverschämtheiten können Sie für sich behalten!"

Das Zeugnis. „Was sollen wir nur der Minna für ein Zeugnis geben? Du weißt ja, Hermann, sie ist zwar willig gewesen, aber ihre Kochkenntnisse waren recht schwach!" „Dann schreibe doch einfach: Der Geist war willig, aber das Fleisch war schwach!"

Um Antwort nicht verlegen. Die Firma Meier und Sohn bekam folgendes Schreiben: „Wir sind verwundert, daß das Geld für unsere Waren noch nicht eingetroffen ist!" Hierauf schrieb der ‚Sohn' umgehend die Antwort: „Darüber brauchen Sie sich nicht zu wundern, wir haben nämlich das Geld noch gar nicht abgeschickt!"

Chemiestunde. Mehrere Gläser mit verschiedenen Säuren stehen auf dem Experimentiertisch. Der Professor greift in die Tasche: „Dieses Fünfmarkstück werde ich jetzt in dieses Glas hier wer-

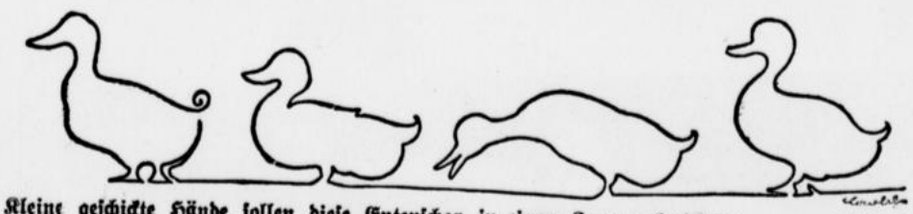
fen — wird die Säure es auflösen oder nicht?" Hans meldet sich: „Nein." Der Professor: „So? Und warum nicht?" Hans: „Weil Sie das Fünfmarkstück sonst nicht hineinwerfen würden."



Der Stabhochspringer fensterlt . . .
(Zeichnung: Werner



„Es müssen Zwillinge sein!"
„Was — in dem Alter?" (Colliers)



Kleine geschickte Hände sollen diese Entenschar in einem Zuge nachzeichnen. (Denström)



Abstich eines Hüttenofens in Lothringen

In Lothringen hat die Industrie unter deutscher Leitung wieder ihre volle Arbeit aufgenommen. — Unser Bild zeigt den Abstich eines Hochofens. Glühend und sprühend fließt das kochende Metall in die Sandformen und Gußpfannen. (Scherl-M.)

Der illustrierte Sonntag
Verlag: C. Jos. Laumanns. Hauptschriftleiter: Emil Reuber; Verlagsleiter: Friedr. Karl Laumanns; Anzeigenleiter: Herm. Schlepphorst, alle in Lippstadt. Anzeigenpreis: 8 Pfennig pro 46 mm breite Anzeigenspalte. Anzeigenpreisliste Nr. 3.

Drehstrom-Motore
kauft und verkauft
Elektro-Apparate-Bau GmbH, Abt. Großh. Lippstadt,
Tel. 2920 Postfach 101 Horst-Wessel-Str. 2.

Bettnässen
Preis RM. 2.90. In allen Apotheken.
Vorrätig in Lippstadt: Einhorn-Apotheke und Engel-Apotheke.

Kinderliebes
Mädchen
zur Stütze der Hausfrau zu sofort oder später bei Familienanschuß und guter Behandlung gesucht.
Offerten unter O R 827 an den „Patriot" in Lippstadt erbeten.

Ein Inserat im Illustrierten Sonntag hilft immer!